Peter Rühmkorf in Altona

Der Mann mit dem Fernglas

In Övelgönne, an dem idyllischen Uferweg in Hamburg-Altona, konnte es vorkommen, dass ein schmaler Mann mit halblangem Haar auf dem winzigen Balkon eines der alten Lotsenhauser erschien. Meist hielt er ein Fernglas in Händen und blickte hinab auf die Elbe, die hier schon zu einem breiten Strom anschwoll, hinüber nach Finkenwerder, zu den dort immer gewaltiger anwachsenden Hafenanlagen. Große Containerschiffe zogen träge vorüber. Und wenn das Wetter umschlug und von der Nordsee her hohe Wellen hereindrückten, gewann der Ausblick nahezu mythisches Format.
Unten, zu seinen Füßen, leckte der Fluss an einem schmalen Streifen Sand. Dort gab es immer etwas zu sehen: Jogger, die vorüberkeuchten, Rentner führten ihre Hunde aus, und – besonders im Sommer – junge Mädchen, knapp bekleidet, die sich dort sonnten oder Volleyball spielten. An den Wochenenden schoben sich Spaziergänger die Övelgönne entlang: junge und hübsche, dicke und dünne, Strohhüte, Sommerblusen, Trainingshosen, Kinder und Alte, Rollschuhläufer und Radfahrer. Seit 1967 wohnte der Dichter Peter Rühmkorf hier mit seiner Frau Eva. Dieser Ort war ideal für ihn. Immer schon hatte er nach dem Menschen gesucht – hier von seinem Balkon aus bot er sich in seiner ganzen Vielfalt. Und wenn er sich vollgesogen hatte wie ein Insekt, brauchte er nur hinein zu gehen in sein mit Papieren vollgestopftes Arbeitszimmer. Dort warteten Unmengen von Zetteln, flüchtigen Notaten, Skizzen und Einfällen darauf, verdichtet zu werden – zu jenen prägnanten Versen, die ihn berühmt gemacht hatten. Oder – wenn ihn sein Widerspruchsgeist ritt – zu einem ausufernden Essay voll ätzender Ironie, mit dem er seinen Ärger über den Gang der Welt herauslassen konnte. Denn Peter Rühmkorf war ein wortmächtiger Kritiker politischer und literarischer Zustände. Er wollte ein *Zeitmitschreiber* sein. Die Welt durch Poesie zu verändern, diese Hoffnung hatte ihn lange Zeit umgetrieben. Sie musste notgedrungen enttäuscht werden.

Haben Sie den Menschen gesehen?

Es war von Anfang an nicht leicht. Als Peter Hans Gustav Rühmkorf am 25. Oktober 1929 in Dortmund geboren wurde, gab es nicht einmal einen Vater. Es gab ihn wohl, doch hatte er sich aus dem Staub gemacht. Musste auch die Lehrerin Elisabeth Rühmkorf ihr Herz an einen reisenden Puppenspieler verlieren? Nun musste sie fort aus Otterndorf, von den Eltern, dem Superintendenten Heinrich Rühmkorf und seiner Frau Helene, fort von der Volksschule Warstade, wo sie das Fach Religion gelehrt hatte. In Dortmund arbeitete sie in einer Frauenklinik, wo sie auch ihren Sohn entband, und ihn – als Adoptivkind getarnt – den erstaunten Eltern präsentierte. Sie hatte sogar die Patenschaft des berühmten Theologen Karl Barth für den kleinen Peter gewonnen – die Camouflage war perfekt. Den Namen seines Vaters erfuhr er erst mit 16 Jahren. Das „wird schon das Seine dazu beigetragen haben, daß ich mir meine Herkunft immer wieder neu erdichten mußte“, schrieb er später. Seine Kindheit verlebte Peter Rühmkorf in Warstade-Hemmoor bei Stade. Dort arbeitete die Mutter wieder als Lehrerin. Man wohnte im alten Schulhaus, umgeben nur von Frauen, einem *Feminat* aus Mutter, Tante „Lala“ und ihren Freundinnen. Dort wurde viel gelacht, und die Mutter schrieb kleine Gelegenheitsgedichte. Auch Peter überraschte bald mit eigenen Versen. Er wuchs unter lauter Proletarierkindern auf, zeigte sich jedoch schon früh als Sonderling. Auf dem „Athenaeum“ in Stade fiel der Gymnasiast durch seinen Ideenreichtum auf. Er schrieb Gedichte und kleine Theaterstücke. Dass er seit 1940 seine „Pimpfenprobe“ bei der Hitler-Jugend absolvierte, beeinflusste ihn wenig. Er entglitt jeder Bevormundung. Am liebsten führte er chemische Experimente durch, hantierte mit Sprengstoffen. In seiner

heimlichen Schüler-Oppositionsgruppe, der „Stibierbande“, staunte man über die Kaltblütigkeit, mit der er Blindgänger entschärfte, um die Sprengmittel zu gewinnen. Dann wieder nahm der blasse, bebrillte Schüler am Geigenunterricht teil. Seit 1943 war seine größte Leidenschaft das Aufsammeln alliierter Flugblätter. Die waren sein „Fernstudium, meine Politakademie, meine Kunsthochschule, mein Manna“. Bald schon klebte er selbst subversive Collagen zusammen, dichtete lebensgefährliche Verse:

Werft an die Motoren
Gebt Holzgas hinein
Der Krieg ist verloren
Für Hitler das Schwein.

Am 1. Juni 1944 wurden die „Pimpfe“ zum Stellungsbau abkommandiert, an die Nordseeküste: Panzergräben ziehen, Schützenlöcher ausheben. Darüberhin zogen schon die englischen Bomber gen Hamburg.
Als endlich der Krieg aus war, setzte Peter lustlos seine Schulausbildung am Gymnasium fort. Lieber verdingte er sich als Stehgeiger auf Dorffesten, Schlagertexter und Verfasser von Antikriegslyrik. Seine Notizbücher waren ja voller Einfälle, Chansons und Gedichte. Auch sammelte er Volkspoesie, Kinderverse, zotige Trinklieder. Eine hektographierte Schülerzeitung nannte er *die pestbeule*. Er wollte jetzt Dichter werden. Oder Zeichner? Schließlich strichelte er ständig herum, karikierte Lehrer und Mitschüler. Einen Spitznamen hatte er auch schon weg: *Lyngi* – nach dem Gedicht „Pidder Lüng“ von Detlev von Liliencron. Keiner konnte die friesische Freiheitsballade so vortragen wie Peter Rühmkorf „Lynkeus, Wang Lüng“ – es gab viele Varianten. 1950 legte er endlich sein Abitur ab, mit „Hängen und Kotzen“. Zum einen des ständigen Asthmas, der Magen- und Darmbeschwerden wegen, die ihn erbärmlich abmagern ließen, aber auch wegen der unerträglichen Heuchelei, mit der man im Nachkriegsdeutschland die Geschehnisse verdrängte. Niemand hatte gewusst, von KZs und Judenmord. Deutschland war natürlich schuldlos in den Weltkrieg gezogen worden. Es war widerlich! „Verzeihung! Haben Sie den Menschen gesehen?“ fragte er in einem Gedicht vom Januar 1949, und stellte dort fest:

Das Herz intakt,
noch klappt die Verdauung,
bis auf die Juden.

Der rote Rühmkorf

1951 erlebt der Dichter Peter Rühmkorf seinen ersten Erfolg. Alfred Döblin rückt vier seiner Gedichte in die Zeitschrift *Das goldene Tor*. An ihn, den Verehrten, wie auch an Hans Henny Jahnn hatte er sich brieflich gewandt. Beide waren erst vor kurzem aus dem Exil zurückgekehrt. Rühmkorf studiert jetzt Pädagogik in Hamburg, später kommen Germanistik, Psychologie und Kunstgeschichte hinzu. Aber umtreiben tut ihn anderes: Gemeinsam mit Klaus Rainer Röhl und anderen gründet er die *Neue Studentenbühne*, einen *Arbeitskreis progressive Kunst* und das Kabarett *Die Pestbeule*. Röhl, ein politischer Feuerkopf wie er, arbeitet nebenher als Puppenspieler – wie seltsam! Zusammen schreiben sie ein kabarettistisches Mysterienspiel: *Die im Dunkeln sieht man nicht*. Es gibt sogar ein einwöchiges Gastspiel in Werner Fincks *Mausefalle*. Der „Saal wurde allerdings jeden Abend bis zum letzten Platz leergespielt“, bemerkt er später lakonisch. Die deutsche Literatur und Dichtung muss grundlegend erneuert werden. Aber hat sie überhaupt eine Chance? Man befindet sich ja schon wieder zwischen den Kriegen. Überall im geteilten Deutschland protestieren Intellektuelle gegen eine Wiederbewaffnung. Kanzler Adenauer spricht von der „Notwendigkeit starker deutscher Verteidigungskräfte“. Sein Innenminister Gustav Heinemann verlässt daraufhin das

Kabinett. Sowjetische Vorschläge zur deutschen Wiedervereinigung werden vom Westen abgelehnt. Es herrscht „Kalter Krieg“.
Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit heißt darum die Zeitschrift, die Rühmkorf gemeinsam mit dem Dichter Werner Riegel herausgibt. Rühmkorf schreibt darin unter vielen Pseudonymen: Leo Doletzki, Leslie Meier, Johannes Fontara, Pidder Lyng, John Frieder und anderen. Er schreibt politische Aufsätze, beißende Literaturkritik und immer wieder eigene Lyrik. Den neuen Stil nennen sie *Finismus* – der Schlussstrich unter die Kultur des Abendlandes. Denn bald wird diese Kultur untergehen an ihrer Intoleranz und Aggressivität. Aber man muss so lange dagegen anschreiben, wie man’s noch kann! Rühmkorf brennt jetzt an allen vier Enden, wirkt als Mitbegründer eines *Wolfgang Borchert-Theaters*, tritt mit Jazzmusikern in der Hamburger *Anarche* auf und ist ständiger Mitarbeiter an Klaus Rainer Röhls *Studentenkurier*, der schon bald unter dem Namen *konkret* firmieren wird. Dort schreibt er polemische Artikel und Glossen und seine viel beachtete Kolumne *Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof*. Ihn stört die wieder erwachte Natursäuselei der deutschen Dichter, die „feierliche Heraldik und kunsthandwerkliche Emblemschnitzerei“, die wieder da anzuknüpfen sucht, wo man vor der Katastrophe aufgehört hatte. Zugleich kann er endlich gemeinsam mit Riegel einen eigenen Gedichtband veröffentlichen. *Heiße Lyrik* erscheint 1956 im *Limes Verlag*. Riegel kann leider an dieser Freude nicht mehr teilhaben: Er stirbt schon im selben Jahr an Krebs. Arno Schmidt meldet sich aus Darmstadt. Er hat schon seit einiger Zeit die Arbeit des *Studentenkurier* mit Sympathie beobachtet:

Dank für die Zusendung ihrer Zeitung: das ist der einzige Trost in der heutigen ‚Großen Zeit‘, daß es noch Männer gibt wie sie! (Und natürlich sterben auch die wieder unverantwortlich früh, wie Werner Riegel – und Adenauer wird 81!!)

Den kantigen Autor des *Leviathan* möchte Rühmkorf gern für das Blatt gewinnen.
Vielleicht gibt es ja anderswo, ausserhalb Deutschlands, noch Hoffnung auf eine bessere Welt? Im Herbst 1955 schließt sich Peter Rühmkorf einer gesamtdeutschen Jugendreise nach China an (obwohl er keinen Reis mag, wie er betont). Inzwischen ist seine Studentenbude in der Arnoldstraße 74 vom Verfassungsschutz durchsucht worden. Er ist verdächtig! Ein Umstürzler? Ein Kommunist? Oder eher ein Anarchist? Trotzdem besucht er auch 1957 die Weltjugendfestpiele in Moskau. Sein Studium an der Hamburger Universität hat er inzwischen abgebrochen. Er schreibt laufend für *konkret*. Dort erscheint 1958 auch ein Romanfragment *Erinnerung an große Zeiten*, diesmal unter dem Pseudonym Hans Hingst.
Romane müsste man schreiben!

Das freut mich bass, daß Sie entdeckt haben, Romane zu schreiben: „Das sei gar nicht leicht!“ I told you so.

Schreibt ihm. Arno Schmidt. (Obwohl ich unveränderlich der Ansicht bleibe: gerade Sie müßten es tun!...)
Aber woher die Zeit nehmen? Immerhin verleiht man ihm 1958 den *Hugo-Jacobi-Preis* für seine bisherige Arbeit. Die literarische Welt hat ihn zur Kenntnis genommen! Vom Preisgeld kauft er sich einen Kühlschrank und eine Gaspistole. Man kann ja nie wissen! Aber er braucht ein neues Wirkungsfeld, hat er sich doch von *konkret* losgesagt. Die Leute dort haben nicht mehr das nötige *Zungenspitzengefühl*, findet er. Da kommt ihm das Angebot, bei *Rowohlt* als Lektor zu arbeiten, gerade recht. Zweimal die Woche Manuskripte bearbeiten, mit Autoren korrespondieren – das heißt, immer noch ausreichend Zeit für das eigene Schreiben zu haben. Und er kann sogar einen eigenen Lyrikband im Verlag unterbringen: *Irdisches Vergnügen in g*. In seinem „Schäferlied“ charakterisiert er sich selbst:

Der rote Rühmkorf, wie er singt und spinnt.

Gerade zu der Zeit waren auch zwei weitere Autoren mit neuen Gedichtbänden hervorgetreten: Hans Magnus Enzensberger mit *Die Verteidigung der Wölfe* und Günter Grass, der *Die Vorzüge der Windhühner* aufzeigte. Gemeinsam war allen dreien, dass sie die sinnliche Qualität der Lyrik verteidigen wollten gegen

eine in Mode gekommene Sitte, die Sprache in ihre Bestandteile aufzubrechen und sie so ihres sinnlichen Gehalts zu berauben. Weltstoff und Wirklichkeit! Das wollte er:

Zusammenhänge herstellen, [...] *Mißverhältnisse dartun, Fehlgefügtes trennen.*

Die Metapher radikal modernisieren, darauf kam es an, die Interpretation der vorhandenen als eine verkehrte Welt. Anfang der 60er-Jahre macht er die Bekanntschaft von Günter Grass und Klaus Wagenbach, dem politischen Verleger. Auch hält er sein Debüt in Hans-Werner Richters *Gruppe 47*, wo er für seine Oden und Lieder freundlichen Applaus erntet. Schon nach der zweiten Sitzung, 1961, findet er allerdings, dort säßen „lauter Nörgelinge". Aber einen *Kunstbubi* wie Peter Handke, den hätscheln sie!
Und draußen tut sich schon was! An den Universitäten brodelt es. Durch die Straßen der Großstädte ziehen bald „antiimperialistische" Demonstrationen. Der schreckliche Verdacht, *konkret* werde von der SED alimentiert, hat sich allerdings inzwischen bewahrheitet. Zu den Betonkommunisten möchte er absolut nicht gehören, hat er doch, gemeinsam mit Grass, Enzensberger, Böll und Erich Kuby, einen offenen Brief an Walter Ulbricht geschrieben, in dem die Freilassung des zu Unrecht inhaftierten DDR-Dichters Jochen Staritz gefordert wird – leider ohne Erfolg. Im *Rowohlt Verlag* veröffentlicht Peter Rühmkorf im selben Jahr eine Bildmonographie über Wolfgang Borchert – den einzigen Dichter, der gleich nach Kriegsende überzeugend der „verlorenen Generation" Gesicht und Stimme gab. Schon 1962 folgt sein eigener Gedichtband *Kunststücke. 50 Gedichte nebst einer Anleitung zum Widerspruch*. Zudem erscheint eine Schallplatte mit Jazz und seiner Lyrik. Der Sprecher ist Gert Westphal. Man lädt ihn sogar ein, als Poetikdozent an Walter Höllerers *Literarischem Colloquium* in Berlin mitzuwirken.
Der *rote Rühmkorf* ist jetzt ein Begriff. Er sieht sich an der Spitze einer Bewegung. Vielleicht lässt sich die Welt ja doch durch Poesie beeinflussen?

In höchsten Höhen

Am 19. August 1966 drängt sich eine große Menschenmenge auf dem Hamburger Adolphsplatz. *Dichter auf dem Markt* ist das Motto der Veranstaltung. Lyrik und Jazz sind angekündigt. Scheinwerfer flammen auf. Die provisorische Bühne: eine LKW-Plattform, beschirmt von einem Baldachin. Darauf vier Musiker: der Pianist Michael Naura, der Vibraphonist Wolfgang Schlüter und eine Rhythmusgruppe. Die ersten Klänge wirbeln auf, dann tritt ein schlanker Mann ans Mikrophon, im hellen Pullover, mit Schiebermütze und Hornbrille: Peter Rühmkorf liest eins seiner Gedichte vor. Er ist aufgewühlt. Über 3.000 Menschen! Meist junge Leute, die Antwort suchen. Sie sind unzufrieden mit ihren Volksvertretern, mit der großen Koalition, den erstarrten Verhältnissen. Sie erwarten offenbar „ein Heils- und Erlösungswort ausgerechnet von der Poesie". Er ist befangen, hat einen Kloß im Hals. Doch dann spricht er:

Der die Schnauze voll hat, Genosse, ihm geht
der Mund gelegentlich über, auch wenn er sich
eurer Gesichter nur noch von Ferne erinnert.

Er spürt, wie sich seine Stimme allmählich lockert. Und als die Musiker wieder spielen und als er erneut ans Mikrofon geht, ist die Befangenheit fast weg. Es gibt Beifall, zustimmende Zwischenrufe, ja, Begeisterung. Angefeuert vom hellen Klang der Instrumente, steigert sich der Sprecher in einen fast musikalischen Tonfall hinein:

Schau, die lumumbaschwarze Nacht
hat die Machete mitgebracht
und säbelt in den Wind.

Da sind die Sterne aufgereiht,
Schnittmuster für die Ewigkeit,
der wir verloren sind.

Die Menge rast vor Begeisterung. Nachher sind der Dichter und die Musiker von einer Menschentraube umlagert. Er kann an diesem Abend 800 Bücher verkaufen! Sie haben den Leuten Mut gemacht, angefeuert den Widerspruchsgeist. Auch etliche Mädchen bedrängen Rühmkorf. Einen lebenden Dichter aus der Nähe sehen, berühren! Er genießt das Bad in der Menge, die Weiblichkeit sowieso. Er ist ja ein Frauentyp, einer, dem die Frauen von selbst zufliegen. 1960 hatte er die Genossin Eva Marie Titze kennengelernt, eine ungewöhnliche Frau. Sie war Diplom-Psychologin, Sozialdemokratin, von gutem Selbstbewusstsein – und sie kannte viele seiner Gedichte auswendig! So eine Frau konnte man heiraten. Und mit ihr 1964 im winzigen Fiat 500 nach Italien fahren. Dass sie nicht die einzige Frau in seinem Leben bleiben würde, ahnte sie bald. Italien erwies sich schnell als Offenbarung: Von 1964 bis 65 zog Rühmkorf als Stipendiat in die Villa Massimo nach Rom. Dort traf er mit dem Kollegen Hubert Fichte zusammen. Gemeinsam besuchten sie die Nekropolen bei Tarquinia, die Stollensysteme von Cerveteri und andere etruskische Stätten. Im Herbst, nach dem Pflügen, kamen dort auf den Feldern häufig alte Scherben ans Tageslicht. Fast jedes Jahr fuhr er jetzt mit Eva in die Toskana und sammelte auf, was er finden konnte. Zwischen schmutziger Wäsche wurden die Scherben nach Deutschland geschmuggelt – und mit den Funden kamen ganz neue Erkenntnisse. „Zuhause“, das war seit 1967 Övelgönne, die alte Lotsen- und Kapitänssiedlung am Altonaer Elbufer. Sein Freund Otto Meierdiercks war zuerst mit seiner Familie dorthin gezogen. Er schnitt ihm immer die Haare, empfahl ihm Ärzte und Rechtsanwälte. Wo Otto hinzog, dort wollte Peter Rühmkorf auch wohnen. Zudem war Övelgönne – ein literarisches Pflaster: Hans Leip, der Dichter der „Lili Marleen“, lebte hier. Man bezog also im Haus Nr. 50 eine Wohnung mit ausgebauter Mansarde. Otto brachte ihm Tapezieren bei und hantierte mit der Wasserwaage:

Dann müssen wir das eben vermitteln.

Im Wohnbereich hielt Eva auf Ordnung. Für sein Arbeitszimmer, oben unter der Dachschräge, war er zuständig. Hier türmten sich schon bald Berge von Manuskripten und Zeitungen, Bücher rangen um ein letztes Plätzchen auf überfüllten Regalen, etruskische Scherben besiedelten das Ostfenster. Mittendrin der schwer beladene Schreibtisch, auf dem die Zettel und Notizblöcke, die Skizzen, Zeitungsausschnitte, Kaffeetassen und leeren Flaschen kaum noch Platz für die Schreibmaschine ließen. Hier residierte Peter Rühmkorf in seinem *Mansardenbüro*, hier empfing er Freunde, Journalisten und Verleger, hier arbeitete und las er, hier schlief er auch, ummauert von Biographien und *Rowohlt*-Bildmonographien. Das Wichtigste aber war ihm der Balkon, ein „Balkönchen“ eigentlich nur, ein winziger Ausguck aus dem Mansardendach, vor dem sich die Welt weitete. Hier erlebte man die Jahreszeiten, Wind und Wetter intensiver als anderswo. Er konnte stundenlang schauen: „Der Himmel eine einzige leuchtblaue Delfter Kachel mit leuchtweißen Möwen / Möwinnen darauf“, schrieb er später ins Tagebuch. Auch konnte man sich hier schön sonnen, wenn man eine Decke um die Brüstung legte, nackt natürlich, wegen der Ganzkörperbräune! Nachts leuchteten die Türme einer Raffinerie von Finkenwerder herüber, ein Leuchtfeuer blinkte am anderen Ufer – eine Nachtschönheit! Manchmal stand er lange mit Eva auf dem Balkon, und sie genossen das Schauspiel. Dann war da auch diese Nähe – schwer erklärbar, die ihn mit dieser Frau verband:

Es ist da irgendwas zwischen uns, was ich durch keine Aventure gefährdet sehen möchte.

Und diese Nähe brauchte er gerade jetzt, war er doch dabei sich zurückzuziehen aus der linken Bewegung, zurück zur Literatur. 1967 war ja ein Entscheidungsjahr: Der Vietnamkrieg zerriss die moralische Maske des Westens, die Notstandsgesetze, die Große Koalition, der Aufstieg der NPD, Polizeiknüppel, Meinungsterror

und schließlich der Schahbesuch mit seinen Prügelorgien und einem toten Studenten als traurigem Resultat. Da hatte er sich in Demonstrationen gestürzt, Bekanntschaft mit „Bullen, Bullenpferden, Bullenhunden, Bullenknüppeln“ gemacht. Er hatte gegen die Springerpresse angeschrieben und vor Gewerkschaftern gesprochen, auf Ostermärschen gelesen, mit Grass, Fried und Wagenbach versucht, die *Gruppe 47* zu politisieren. Und doch schallte es ihm aus der „Außerparlamentarischen Opposition“, als deren Ziehvater er sich doch verstand, entgegen, er sei „unpolitisch“. „Für wen schreibst Du eigentlich, Genosse?“ fragte man höhnisch. Nun ja, er war Lyriker, „politische“ Gedichte verabscheute er.
Es musste immer auch Form geben, assoziative Breite, den inneren Widerspruch. Außerdem: Hatte er nicht Artikel um Artikel geschrieben und darin etwa nicht Anklage geführt gegen die „Entgrätung unserer Demokratie bis zur Unkenntlichkeit?“ Er wollte am liebsten gar keine Gedichte mehr schreiben. Vielleicht einen Roman? Aber wann? Er steckte ja in vielen Projekten gleichzeitig, erkundete intensiv die Wurzeln der Poesie, die ungeschliffene, oft nicht ganz stubenreine Sprache der Kinderverse, belauschte betrunkene Lehrlinge, Arbeiter und Stammtischbrüder, besuchte Schulen und Kindergärten. Heraus kam die Sammlung *Über das Volksvermögen*, die 1967 bei *Rowohlt* erschien, 1969 dann als Taschenbuch. Auch Ulrike Meinhof hatte dazu beigetragen. Klaus Rainer Röhls hochtalentierte Ehefrau hatte mit ihren bissigen Artikeln *konkret* wieder neues Leben eingehaucht. Seitdem es Röhl gelungen war, die Zeitschrift aus der Umklammerung der Partei zu lösen – die Auflagen waren zuletzt in erbärmliche Tiefen abgesackt –, konnte Rühmkorf wieder guten Gewissens für das Blatt schreiben, neben großen Namen wie Hochhuth, Haffner, Wallraff, Cohn-Bendit, Eldrige Cleaver, Salvador Allende. Aber nichts täuschte darüber hinweg, dass sich die Bewegung immer mehr zersplitterte in Gruppen und Grüppchen, von denen einige sich schließlich in geradezu paranoiden Sekten zum bewaffneten Kampf bekannten. Mit Entsetzen und Trauer erlebte er das Abtauchen Ulrike Meinhofs, die er zu den besten Köpfen gerechnet hatte, in eine selbst ernannte „Rote Armee Fraktion“. Wohin sollte das führen? Beinahe dankbar war er da für einen Ruf als Gastdozent für moderne deutsche Literatur in Austin/Texas/USA. Erst 1975 sollten wieder eigene Gedichte Rühmkorfs erscheinen, als Teil des *Rowohlt*-Bandes *Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich*, der seinen Interpretationen der beiden verehrten Dichter eigene Verse gegenüberstellte. Das Grab Friedrich Gottlieb Klopstocks auf dem Friedhof in Hamburg-Ottensen war ihn, ja zu einer Art Pilgerstätte geworden – dort wollte auch er einmal begraben werden. Während der langen lyrischen Abstinenz hatte er seine Neigung zum Theater wieder entdeckt, drei Dramen geschrieben: *Was heißt hier Volsinii?* macht den Niedergang einer etruskischen Metropole zum Gleichnis für aktuelle Zustände. Es folgten *Lombard gibt den Letzten*, eine Art Wirtschaftsdrama, sowie *Die Handwerker kommen*. Aber leider blieb er damit völlig erfolglos. *Volsinii* erlebte nur eine Aufführung im Westen, und auch die Hoffnung machende Zusage des *Deutschen Theaters* in Ost-Berlin endete mit einer offenbar politisch motivierten Absage trotz bereits angelaufener Probenarbeit. *Lombard* führte zu einem Eklat am Dortmunder Schauspielhaus, nach dem er wutschnaubend abreiste, und auch die *Handwerker* erlebten nur wenige Aufführungen. Der Theaterdichter Rühmkorf war gescheitert. Offenbar wollte ihm nichts mehr recht gelingen. Seine Hypochondrie nahm wieder groteske Formen an. Er schluckte Tabletten, betäubte sich mit Schnaps und Bier, mochte kaum etwas essen und hatte die besänftigende Wirkung des Haschisch für sich entdeckt. Auch gab es immer wieder Frauengeschichten. Kaum eine Lesereise, auf der er nicht mit einer fremden Verehrerin im Bett erwachte. Eva Rühmkorf ertrug dies alles mit großer Selbstbeherrschung – billigen tat sie das nicht! Sie selbst steckte tief in der Arbeit, war inzwischen Leiterin der Jugendstrafanstalt Vierlande, wo sie sich für die Resozialisierung krimineller jugendlicher einsetzte, schrieb Artikel und Bücher über die Ursachen von Jugendkriminalität und engagierte sich für die SPD – wie auch ihr gemeinsamer Freund Günter Grass, der unermüdlich für Willy Brandt und seine Reformpolitik warb. Das Ehepaar Rühmkorf führte schon aus Zeitgründen eine offene Ehe. Aber es gab ein gemeinsames Projekt: 1970 hatten sie in Roseburg bei Hornbek eine alte Bauernkate erworben. Ihr Freund, der Architekt Gerhard Schlenzig, hatte zwar den Abriss empfohlen, sie wurde aber zuletzt doch liebevoll wieder aufgebaut.

Die Heizung installierte Peter Rühmkorf selbst, gemeinsam mit seinem guten Freund Werner „Müffi“ Lercher, einem erfahrenen Heizungsbauer. Wie der sich darüber amüsierte, dass der Dichter bei solchen groben Arbeiten stets Handschuhe trug! So gab es jetzt also ein Refugium auf dem Land, einen Ort, wohin er sich zurückziehen konnte, und er brauchte sich nicht mehr vor einer Kündigung der Wohnung in Övelgönne zu fürchten. Auch konnte er hier in Ruhe arbeiten, während am Elbufer die Häuser von den Dampframmen beim Bau des neuen Elbtunnels erzitterten. Als er im Auftrag der Zeitschrift STERN 1972 nach Bali reiste, nahm er zum Dank Müffi mit und dokumentierte die Reise in seinem Bericht „Von Övelgönne nach Bali“, der im Januar 1973 erschien.
Allerdings fühlte er sich auch danach unfähig zu neuen Gedichten. Irgendetwas war in ihm blockiert. Sollte ihm, dem 42-Jährigen, der lyrische Ton abhandengekommen sein? Stattdessen quälte er sich mit einer Autobiographie herum. Zu früh! sagten einige Zeitgenossen. Doch war es nicht an der Zeit, einmal Zeugnis abzulegen? Dieses ganze bewegte Leben zusammenzufassen? 1972 erschienen seine *Memos* unter dem Titel *Die Jahre die Ihr kennt*. Und wahrlich! Viele kannten diese Jahre, erkannten sich und die quälende Unruhe der Zeit darin wieder. Die Freunde hatten ja stets zu ihm gehalten, Müffi und Otto, der Publizist Jürgen Manthey, der jetzt sein Nachfolger bei *Rowohlt* war, Günter Grass natürlich, der Zeichner Horst Janssen, der die Titelseiten zu seinen Büchern zeichnete, und selbstverständlich Michael Naura und Wolfgang Schlüter, Mit ihnen trat er immer wieder auf. Naura komponierte jetzt eigens zu Rühmkorfs Gedichten und hatte dafür einen ganz eigenen Stil entwickelt. Man agierte auch nicht mehr im Wechselspiel – erst Musik, dann ein Gedicht –, sondern untermalte die Worte des Dichters mit sensiblen Klangfiguren, was ihnen einen beschwörenden Auftrieb gab. Rühmkorf fühlte seinen Vortrag schwerelos werden, die Vokale sich dehnen, fast sang er jetzt seine Verse mit einer Stimme, die die Zuhörer elektrisierte. Überall schlug ihm Begeisterung entgegen. Der Dichter war zum Musiker geworden. Es gab neue Schallplatten. Lyrik und Jazz war längst ein stehender Begriff. Eigentlich konnte er zufrieden sein.

Metamorphosen

Und doch, irgendwas war am Absterben. Gab es keine andere Rolle für ihn als die des *lyrischen Wanderarbeiters*? Er wollte mehr sein, Dichter, Lehrer, Vermittler tieferer Zusammenhänge. Zudem brauchte er Geld, weil er von Eva finanziell unabhängig sein wollte. So etwas hasste er nämlich. Wie willkommen war da die Berufung zum Stadtschreiber von Bergen-Enckheim. Der Frankfurter Stadtteil leistete sich Jahresaufenthalte von Dichtern und stattete sie mit 1.500 Mark monatlich aus. Und dann gab es da auch noch eine Schule für junge Buchhändlerinnen! Ein Schwarm junger Frauen, der an seinen Lippen hing! Und so berühmte Vorgänger wie Karl Krolow und Wolfgang Koeppen! 1976 zog Peter Rühmkorf also nach Bergen-Enckheim. Hier konnte er schreiben, was er wollte, und nebenher an der Frankfurter Universität dozieren: „Zur Naturgeschichte des Reims und der menschlichen Anklangsnerven“. Da war er wieder, der „poeta doctus“, der andere Rühmkorf, der unermüdliche Reim- und Sprachforscher. Seine Essayistik, früher ein Nebenprodukt, begann sich zunehmend zu emanzipieren, ja, die Dichtung zu überflügeln. Und man dankte es ihm. Erst diese Vielfalt brachte ihm immer neue Preise ein: den *Johannes-Merck-Preis* für literarische Kritik und Essay, den *Erich-Kästner-Preis*, den *Annette von Droste-Hülshoff-Preis* – später sollten noch viele Ehrungen folgen. Solche Preise spielten auch Gelder ein, von denen er notfalls leben konnte. Und sie ermöglichten ihm, sich theoretischen Werken zu widmen, wie *Strömungslehre I*, einer Sammlung von Aufsätzen und Briefen, und *Selbst III/88 – Aus der Fassung*, einem umfangreichen Buch über die Entstehung eines Gedichts. Es gab sogar endlich wieder einen neuen Gedichtband, allerdings mit dem skeptischen Titel *Haltbar bis Ende 1999*. 1980 erhielt Rühmkorf eine Stiftungsdozentur für Poetik an der Frankfurter Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, den Hamburger *Alexander-Zinn-Preis* und den *Bremer Literaturpreis* für den neuen Gedichtband. Nebenher begeisterte er sich für die seltsamen

„Kleksographien“ des Baden-Württembergischen Dichters Justinus Kerner. War das nicht sogar ein entfernter Verwandter von ihm? Was lag näher, als sich selbst an solchen Klecksbildern zu versuchen und diese dann zu „bedichten“?

Die Methode Justinus Kerner ist der beste Fleckentferner.

1982 erschien tatsächlich die *Kleine Fleckenkunde*. Auch schrieb er über 30 Porträts deutscher Dichter und Literaten.
Das alles brachte jedoch wenig ein, jedenfalls nicht genug, um wirtschaftlich unabhängig zu sein. Erst als es ihm 1981 gelang, einen großen Teil seiner Notizen und Manuskripte, Tagebücher und Skizzen als „Vorlass“ an das Marbacher Literaturarchiv zu geben, konnte er auf Evas finanzielle Mithilfe verzichten und sich auch materiell frei fühlen. Zeitlebens war er ja darauf bedacht gewesen, dass jeder in dieser Ehe sein Leben allein finanzierte. Evas Einkünfte überschritten die seinen immer bei Weitem. Roseburg, nun ja, ist eine Ausnahme, da hatte sie nach und nach den größten Teil beigetragen. Aber sonst wollte er stets sein Schärflein in die Haushaltskasse legen und notfalls bescheiden leben. Sie sahen sich ja nur phasenweise, dann war er wieder fort, irgendwo als Gastdozent oder als fahrender Sänger.
Auch sein Schreiben machte wieder Metamorphosen durch, hatte er doch das Märchen für sich entdeckt. 1980 erschien *Auf Wiedersehen in Kenilworth*; ein Katzenmärchen, inspiriert von seinem letzten Englandaufenthalt, aber unzweifelhaft auch von *Micio*, dem toskanischen Kater, den Eva und er nach Deutschland eingeschmuggelt hatten – ein neuer literarischer Kontinent war damit erobert. Das Publikum nahm solche Märchen begeistert auf. Schon 1983 folgte *Der Hüter des Misthaufens. Aufgeklärte Märchen*, eine Sammlung, die humane Botschaften in skurrilen Geschichten von überbordender Erzählfreude transportierte. Fortan sollte sich der raunende Märchenerzählerton, der unsichtbare Zeigefinger auch in seinen Gedichten wiederfinden.

Diesseits und jenseits der Stirn

Manchmal sehnte er sich jetzt nach Ruhe. Er wollte mit Eva auf dem Balkon in Övelgönne stehen und dem Wellenschlag zuhören, fühlen, „wie sich der Himmel verzieht und die Liebe zu Kopf steigt.“ Er kannte das:

… du spürst einen Messerstich tief in der ledernen Brust
DIE FREUDE.

Es war eine eigenartige Geschichte: Wenn Eva fort war, vermisste er sie sehr, doch gleichzeitig gab es kaum eine Woche, in der er ohne weibliche Nähe blieb. Sie kamen ja von allein, die Frauen – sie bedrängten ihn regelrecht! So konnte es vorkommen, dass Eva unerwartet heimkehrte und in der Wohnung einer frisch geduschten jungen Frau begegnete. Es hatten sich da sogar Lebensfreundschaften gebildet, die dem Dichter Evas lange Abwesenheit erträglich machten. Sie arbeitete seit 1988 in Kiel als Kultusministerin, später als Ministerin für Bundesangelegenheiten und stellvertretende Ministerpräsidentin Schleswig-Holsteins. Sie war meistens in Kiel oder Bonn und kam selten nach Hause. Allerdings telefonierten sie beinahe täglich miteinander. Sie hatte sich notgedrungen auch damit abgefunden. Waren sie aber beisammen, dann sprang immer wieder ein Funke über!
Allerdings erschreckte Eva sein exzessiver Tablettenkonsum, der ständige Alkohol, die durchrasten Nächte, nach denen er kaum auf die Beine kam, die unzähligen Zigaretten, auch der Haschischkonsum. All das erkannte seine Frau sofort, wenn er mit Schlitzaugen nach Hause kam, freundlich grinsend. Er registrierte es dann wohl auch, wenn ihn Eva wieder ansah „wie die Drogenbeauftragte des Hamburger Senats.“ Auf Depressionen und Selbstzweifel reagierte er häufig mit Magenbeschwerden, die ihn seit seiner Jugend

quälten. Dann wollte er kaum etwas zu sich nehmen als die trockenen Brötchen, die er immer bei sich führte, selbst wenn sie zum Beispiel bei Grass eingeladen waren, der doch bekannt für seine Kochkünste war. Der kannte allerdings Lyngis Marotten und schmunzelte darüber. Seine Hypochondrie und seine plötzlichen Stimmungsschwankungen konnten furchtbar sein. 1989 erlitt er zudem einen schweren Bandscheibenvorfall und war durch die Operation für längere Zeit beeinträchtigt, ja musste einmal sogar auf einer Trage zu einer Veranstaltung geschleppt werden. Und dennoch schonte er sich nicht, heimste stattdessen weitere Literaturpreise ein: Schon 1986 war es der begehrte *Arno Schmidt Preis*, 1988 sogar der *Heinrich-Heine-Preis der Deutschen Demokratischen Republik* und 1989 eine Ehrenpromotion in Gießen. Er war jetzt Mitglied des PEN, mehrerer Akademien, tourte weiter mit Naura und Schlüter durch die Lande und freute sich, *Lyrik und Jazz* nun auch in die DDR exportieren zu können. Nur dass er langsam 60 Jahre alt war, wollte er nicht recht wahrnehmen. Außerdem trauerte er um seine Mutter, die Anfang des Jahres verstorben war. Zeitlebens hatte er mit ihrer Frömmigkeit gehadert, nun auf einmal dachte er mit Rührung an sie zurück. Was hielt ihn ständig in Gang? Woher nahm er nur die Kraft?
„Ich aber nenne diesseits und jenseits der Stirn / außer der Liebe nichts, / was mich hält und mir beikommt“, hatte er gedichtet. Das zielte auf Eva.
Seine Frau war ihm längst zur unverzichtbaren, lebenserhaltenden Stütze geworden. Nach 25 Jahren im öffentlichen Dienst sehnte sie sich eigentlich nach mehr Zeit für sich selbst. Doch ihr Abschied in den Ruhestand würde neue Herausforderungen bringen. Dann wäre sie ja immer zu Hause – beiden schien dies eine seltsame Vorstellung! Sie würde sich wohl ein Büro in Hamburg mieten, um wenigstens einen Teil ihrer sozialen Arbeit fortsetzen zu können.

Nicht mehr gegen Wände rennen

1992 ist es dann tatsächlich so weit. Aber der Ruhestand Eva Rühmkorfs kann – mit diesem Mann – nur ein Unruhestand sein. Der ist zwar häufig krank, doch will er es immer noch wissen. Er will nun endlich einen Roman schreiben! Bei der Verleihung des *Georg-Büchner-Preises* 1993 schmeichelt der Verleger Haffmanns: „Peter Rühmkorf lebt als größter deutscher Dichter in Hamburg“ []. Na also! Und der größte deutsche Dichter kann keine Romane schreiben? Die Grundlage dafür könnten seine Tagebücher sein, exzessiv geführte, regelmäßige Tagesnotizen, die sich seit vielen Jahren angehäuft haben. Auch hier ist vieles „Dichtung und Wahrheit“, aber gerade deshalb ein wunderbarer Ansatzpunkt für das Romanprojekt. Doch als *Tabu I* 1995 endlich erscheint, umfasst es zwar über sechshundert Seiten, enthält aber auch nicht mehr als eine sprachlich gewitzte Aufarbeitung des Gewesenen – ein Wiederaufleben längst vergangener Zeiten. Es erscheint ihm immer wichtiger, nun endlich die Papiergebirge aus der Wohnung auszulagern. All die Zettel und Entwürfe, Briefe und Andenken, Photos und Zeitungskritiken sollen jetzt in einem *Peter-Rühmkorf-Archiv* zusammengefasst werden. Er hat dafür eigens eine Wohnung in Hamburg-Winterhude angemietet und Helmut Schenkel, einen jungen – und vor allem: geduldigen – Archivar eingestellt. Der soll nun Ordnung in das Chaos bringen. Seit geraumer Zeit plagt Rühmkorf das Bedürfnis, sein Leben irgendwie zusammenzuhalten. Im Rückblick erscheint es ihm chaotisch, unverständlich und kaum zu bändigen. Er kann einfach nichts aufgeben: die Touren mit Naura und Schlüter nicht, die so hart erkämpfte Öffentlichkeit nicht – obgleich ihm kaum noch etwas Neues einfällt –, aber auch nicht das beschauliche Leben draußen in Roseburg, wo inzwischen auch schon alle Räume von seinen Papier- und Zeitungsbergen überquellen.
Und seinen Ausguck in Övelgönne braucht er fürs Seelenheil. Noch immer steht er mit dem Fernglas an der Brüstung. Jede Welle erscheint ihm hier beschreibenswert, und wenn unter ihm die jungen Joggerinnen vorüberziehen – mit hüpfenden Brüstchen –, dann fühlt er sich wieder jung:

Es wehen so kleine Fräulchen

wegauf und wegab und dahin
und spitzen verworfene Mäulchen
nach wem? wenn schon ich es nicht bin?

Aber er ist doch erst 70! 1999 hat er sogar einen neuen Gedichtband vorgelegt. Er nennt ihn *Wenn – aber dann* und fügt skeptisch hinzu: *Vorletzte Gedichte*:

Wenn – aber dann
in allem, was ich tu
ich etwas liebe
halt ich drauf zu.

Eben hat der *Steidl Verlag* einen großen Band herausgebracht: *Von mir zu Euch für uns*. Ist damit nicht alles gesagt? Bei *Rowohlt* hat man sogar eine Werkausgabe begonnen. Darauf allerdings möchte er federführend Einfluss nehmen. Nun, dann ist er eben 70, was solls? „Ich liebe Dich, Liebe, ich liebe / und stündest Du jetzt in der Tür, / Ich schwöre Dir, ich verschriebe, dem Satan die Seele dafür", hatte er geschrieben. Warum sollte nicht alles so weitergehen, wie gewohnt? In *Wenn – aber dann* klingt manches nach Abgesang:

Die Frage nach dem Sinn
kennt keine Ruh –
Wohl weiß ich, daß ich bin,
doch nicht, wozu.

Es ändert sich auf einmal so vieles. Ringsum knattern die Schlaganfälle. Sein Freund Otto Meierdiercks ist gestorben. Für *Wenn – aber dann* sucht er sich sogar neue Musiker, zwei junge Leute aus Köln. Er wünscht sich ein völlig anderes Musikkonzept zu diesen neuen Gedichten.
Daheim in Övelgönne sind fast alle die alten, vertrauten Läden weg, stattdessen gibt es dort nur noch Wohnungen. Und von dem gewaltig gewucherten Containerhafen am gegenüberliegenden Ufer wummert und dröhnt es Tag und Nacht. Immerhin feiert man im Jahr 2000 Peter Rühmkorf anlässlich der „Erlanger Poetentage" mit einer großen Ausstellung, die Helmut Schenkel zusammen gestellt hat, und noch im selben Jahr erhält er die *Carl-Zuckmayer-Medaille*. Trotzdem fühlt er, dass wohl die Luft raus ist:

Rennst du gegen Wände
Man was soll der Stuß?
Irgendwann ist Ende,
irgendwann ist Schluß.

Die Blätter fallen

Neues veröffentlicht hatte er lange nicht, obwohl er doch täglich am Schreibtisch saß. Immer wieder wühlte er seine Papiere durch, die Unmengen vollgekrakelter Zettel. Fast wie im Etruskerland war das: Archäologie des eigenen Ich? Auch die ausgebaute Tenne und das Obergeschoss in Roseburg waren längst verstopft von Zeitungen, Büchern, Erinnerungen. Ein *Weltmitschreiber* hatte er sein wollen, statt dessen geriet ihm fast alles zur Selbstironie. 2004 brachte *Rowohlt* ein weiteres Tagebuch heraus. *Tabu II* behandelte die Zeit von 1971 bis 1972. Es hatte auch einen letzten Auftritt mit Lyrik und Jazz gegeben, und zum 75. Geburtstag war bei *Steidl* ein großer Bild-Textband herausgekommen: *Wenn ich mal richtig ICH sag…* Aber im Grunde war er nicht zufrieden. *Ein gelumbecktes Lebenswerk* hatte er im *Tabu I* gespottet. Oft zeigte er nun heftige Gefühlsschwankungen, war heute liebenswürdig und morgen einfach nicht auszuhalten – ein Energie- und

Gefühlsvampir?
Helmut Schenkel musste immer neue Dokumente heraussuchen, die er dann doch nur verbummelte. Und seine Frau Eva und die Schwägerin Rosemarie Titze hörten ihn laufend von einem Buch sprechen, einer Novelle, die er aus all dem vom Lektor gestrichenen Material aus *Tabu II* komponieren wollte. Immerhin hielten die Freunde noch zu ihm: Günter Grass hatte ihn zu einer gemeinsamen Lesung mit Enzensberger eingeladen. Pech, dass er ausgerechnet wenige Tage davor, nach einer Geburtstagsfeier für Harry Rowohlt, sturzbetrunken den Schulberg nach Övelgönne hinunterstolperte und sich an einem Eisenpoller sein Gebiß und eine Gesichtshälfte demolierte. Unerbittlich bedrängte er den Arzt, ihn bis zu dem Auftritt wieder herzustellen – und es gelang! Auf der Bühne agierte er routiniert und mit altem Charisma, als wäre nichts gewesen. Seit einiger Zeit allerdings beunruhigten ihn Beschwerden, die sich nicht so leicht beheben ließen. Und nach neuen Untersuchungen verdichtete sich der Verdacht: Er hatte Blasenkrebs! Eine Operation stand bevor. Und danach? Er würde wohl nur noch reduziert am Leben teilnehmen können. Er hatte doch noch so viel vor! Selbst nach dem ersten Eingriff im Herbst 2006 besserte sich sein Leiden kaum. Die letzte Zeit seines Lebens blieb er in Roseburg. Angesichts des nahen Todes war er ohne Larmoyanz, sondern nahm alle seine Kräfte zusammen. Intensiv arbeitete er an neuen Texten und war milder, ruhiger als je zuvor. Wenn ihn Freunde besuchten, lag er – abgemagert, aber korrekt gekleidet – auf seinem Bett und scherzte mit ihnen wie in alten Zeiten. Lange saßen sie an seinem Lager. Er wollte alle noch mal sehen: Michael Naura, Jürgen Manthey, Günter Grass – die treuen Weggefährten. Mit Manthey führte er lange Gespräche über Lyrik, über Literatur.
Besonders mit Eva gab es harmonische Stunden. Man las sich Gedichte vor (früher hatte er ihr selten etwas vorgelesen), hörte alte Lieblingsplatten, scherzte und lachte – es war die alte Nähe, die nie aufgehört hatte zu bestehen. Nach einer 2. Operation im Mai 2007 erlebte Lyngi in Roseburg noch beglückt das Erscheinen seines neuen Gedichtbandes, den er auf Anraten von Eva *Paradiesvogelschiß* genannt hatte. Tatsächlich enthielt er ja vorwiegend kurze Verskeime, hervorgesprossen aus dem Humus seines Blätterwaldes und gedüngt vom bunten Vogel der Phantasie. Er erlebte sogar noch den Riesenerfolg: Binnen kurzem waren 18.000 Bücher verkauft! Wenige Wochen vor seinem Tod sprach er mit schwächelnder Stimme die Verse für eine CD ein und registrierte erfreut die Verleihung des Literaturpreises für grotesken Humor der Stadt Kassel an den roten Romantiker.
Am 8. Juni 2008 starb Peter Rühmkorf Bemühungen seiner Frau, ihn nahe dem Klopstockgrab in Ottensen zu begraben, scheiterten. So liegt er nun auf dem großen Friedhof von Altona. Den Platz dort hatte er sich noch selbst ausgesucht. Seine Grabstele schmückt eine Terrakottafigur der Bildhauerin Doris Waschk-Balz, eine Reminiszenz an seine etruskische Sammelwut. Aber den größten Wunsch hat er schriftlich überliefert:

Wünsch mir im Himmel einen Platz
(auch wenn die Balken brächen)
bei Bellman, Benn und Ringelnatz
und wünschte, daß sie einen Satz
in einem Atem sprächen:
nimm Platz!

Bernd Erhard Fischer, Edition A•B•Fischer, 2012